

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Aus dem Leben einer Königstochter

fsüchlichkeit keinen Wert als Selbstzweck; der einzelne sei vielmehr der Leibeigene des Gemeinschaftsganzen. Das sei zwar soziale Ethik in idealster Weise durchgeführt, allein die Hingabe der ganzen Persönlichkeit an eine überweltliche Aufgabe, der Austausch idealer Güter mit einer andern Welt fehle, wie der überweltliche Brennpunkt des ganzen menschlichen Seins. So sei China stehen geblieben und das christliche Europa sei ihm zuvorgekommen, weil es seinen Menschen eine neue, höhere Welt erschlossen habe.

Der Redner ging dann, sich weit kürzer fassend, auf die eigentümliche, patriarchalische Religion Indiens, der paradiesischen Gottheit, über und den Buddhismus, als der letzten großen Entwicklung, die das arische Denken Indiens durchgemacht habe. Der Vollzug des Persönlichkeitsideals im Menschen und alsdann Verzicht darauf, der Opfersinn des höchsten Heroismus, den selbst Götter und Dämonen nur in Menschengestalt zu erleben vermögen, der Monismus der Beurteilung des Diesseits, ein idealistischer Monismus, der die Wirklichkeit erkennt und sie wagemütig verwirft, habe einer heldenhaften Nation des indogermanischen Volksstammes, den Indiern, allmählich das Mark geraubt und sie willenlos den erobernden Völkern des Morgen- und Abendlandes preisgegeben.

Das Christentum, als die Mutterkultur, begreife die Lebenskraft, als das Lebensziel des Menschen, das Persönliche seiner Gottesvorstellung begreife die Tatkraft des gestaltenden und vollziehenden Willens, wodurch die Welt von Gott regiert werde. Im Christentum laufe die Menschheit nicht Gefahr, entkräftet zu werden. Werdendes Wissen, werdendes Wollen begreife das Christentum mit seinem Gebote der Liebe, der Nächstenliebe. Der Brahmanismus und Buddhismus floh die Persönlichkeit, das Christentum hat das Persönliche im Menschen erst wieder gewertet und seinen Zusammenhang mit Gott, mit der Persönlichkeit des Göttlichen, als des Gedankens aller Wahrheit und Vollkommenheit. So sei auch das Mysterium der göttlichen Dreieinigkeit im Christentum zu verstehen, das so viele als seine schwächste und entbehrlichste Seite betrachten. Im Christentum sei der Mensch der Träger und Erbe der Menschlichkeit; seine Lehre sei der Jungbrunnen unversiegenden Schaffens, frohen Ringens, eines Schaffens, das sich der Hindernisse freut, im Ringen nach Wahrheit und Vollkommenheit.

Dem fast zweistündigen Vortrag folgte lebhafter, sich oft wiederholender Beifall und an den überaus naheliegenden Kommentaren zum Fall Schell war kein Mangel. Auch der im Saal anwesende Kultusminister konnte davon hören, so viel er wollte.

* * *

Am Donnerstag Abend hielt Professor Schell im Museumsaal einen Vortrag über die großen Weltreligionen in kulturgeschichtlicher Bedeutung. Schell hat wie jeder seine Licht- und Schattenseiten. Zu den ersteren gehören neben seinem packenden Rednertalent der hohe Flug der Gedanken, der einen möglichst weiten Horizont zu erreichen sucht, und die Selbstständigkeit der Auffassung, die eigener Denkarbeit entspringt. Zu den letzteren rechnen wir, daß mancher Geistesblitz mehr blendet als überzeugt, daß die historische und empirische Methode zu Gunsten einer originellen Spekulation nicht immer auf ihre Rechnung kommt. Im Spiegel dieser

Spekulation besehen, erscheint manches anders als im Spiegel der Wirklichkeit, ja, wir möchten behaupten, daß Schells Arbeiten den Mann der modernen, exakten Bildung nicht immer ganz befriedigt, da sein Geist im stürmischen Flug nach oben die kleinlichen Tatsachen der Realität aus dem Auge verliert. Die moderne Wissenschaft aber baut ihr Gebäude mühsam aus diesem Kleinram auf und hat mit dem schwärmerisch-mittelalterlichen Geist, der in dem Genie eines so modernen Mannes wie Schell noch mächtig nachzittert, längst gebrochen. Sie kann sich aber auch nicht dem romantischen Zauber entziehen, den ein solcher Mann auf unsere Realitätskultur auszuüben imstande ist. Nichts liegt uns ferner, als Schell verkleinern zu wollen, wir möchten ihn nur so erfassen, wie er wirklich ist. Und da darf man nicht verschweigen, daß er manchmal zu schöpferisch tätig ist, daß er hie und da mit schaffendem Geiste nach großen aber eigenen Plänen selbst konstruiert, wo die schon gegebene Konstruktion durch minutiöse Erforschung des Details nur aufgedeckt werden sollte. —

Man konnte darauf gespannt sein, wie Schell hier aufgenommen werde, nachdem die Indizierung seiner Werke nach einer ganz neuen und eigenartigen Methode erst kürzlich nochmals sanktioniert, man könnte fast sagen, wiederholt wurde. Es zeigte sich auch am Vortragsabend, daß die Indizierung das beste Reklamemittel ist. Der Vortrag war außerordentlich zahlreich besucht — selbst die hier anwesenden Jesuiten fehlten nicht —, und Schell wurde schon vor dem Vortrage mit großem Applaus begrüßt; man könnte ihn in unserm Falle fast einen demonstrativen nennen. Nach dem Vortrag vollends wollte der Applaus kein Ende nehmen. Gewiß wird jedermann diesem stets verfolgten und verdächtigten Mann der Wissenschaft diesen Erfolg von Herzen gönnen. —

Noch nach einer anderen Seite bot der Vortrag großes Interesse. Man hatte nun Gelegenheit, jene zwei Persönlichkeiten, welche für den hiesigen Lehrstuhl für Apologetik in besonderer Weise in Betracht kamen oder doch hätten in Betracht kommen sollen, kurz nacheinander zu hören, nämlich Braig und Schell. Wer die das Mittelmäßige nicht überschreitende Vorlesung Braigs mitsamt seinen Bemerkungen gegen die Fortschrittsbewegung und den hinreißenden, von fortschrittlichem Geiste getragenen, grandiosen Vortrag Schells gehört hat, der wird es der angeblich fortschrittlichen Minorität der hiesigen theologischen Fakultät nicht verzeihen können, daß sie den rückschrittlichen Braig vorgeschlagen, weil es ihr offenbar an Mut fehlte, für einen Mann wie Schell einzutreten. Denn welcher noch so schwarze Minister hätte sich getrauen können, ihn zurückzuweisen? Münchener N. Nachrichten.

Aus dem Leben einer Königstochter.

Das seit längerer Zeit angekündigte Buch des ehemaligen k. u. k. Oberleutnants Geza Mattachich ist nunmehr im Kulturverlag zu Leipzig erschienen. Das Buch trägt eine Widmung an die Prinzessin Luise von Sachsen-Koburg-Gotha, und der Autor erklärt in der Vorrede, er habe es nur geschrieben, um darzulegen, welches Unrecht an der Prinzessin und an ihm verübt worden sei, und die kompetenten Stellen zu veranlassen, daß ihm sein Recht geschehe.

Mattachich erzählt zunächst die Jugendgeschichte der Prinzessin, die von Kindheit an mit ihrem Vater, dem König Leopold, verfeindet gewesen und zur Eingehung ihrer Ehe gezwungen worden sei. Er hat diese Mitteilungen aus dem Munde der Prinzessin, die u. a. berichtet: „Als kaum sechsjähriges Mädchen habe sie einmal von ihrer Mutter den Auftrag erhalten, einen Brief an eine geheime Adresse zu bringen. Im Korridor begegnete sie dem König, welcher Verdacht schöpfte, die Tochter anhielt; doch verweigerte das Kind den Brief und jede Auskunft. „Seit dieser Zeit haßte mich der König!“

Nachdem sie ihren Bruder verloren hatte, verblieb ihr die nun sechs Jahre jüngere Schwester Stephanie, spätere Kronprinzessin von Oesterreich, jetzige Gräfin Lónyay, als Freundin und Gespielin, der sie in inniger Freundschaft und Liebe zugetan war, und es ist nicht die geringste Enttäuschung ihres Lebens, daß diese Schwester sie im Unglück verlassen hat.

Streng und kalt war die Erziehung der belgischen Prinzessinnen, und oft erzählte Prinzessin Luise, wie sie einmal zur Strafe mit Stephanie zwischen einer Doppeltür drei Stunden in der Finsternis stehen mußte. Als der Thronfolger Belgiens starb, war bereits infolge der Entfremdung der beiden königlichen Eltern jede Aussicht auf weitere Nachkommenschaft geschwunden. Das Land hatte keinen Thronfolger, und dieser Umstand allein bewog die Königin, die seit langen Jahren von einem ehelichen Zusammenleben nichts wissen wollte, auf dringende Vorstellungen zur Nachgiebigkeit.

Mit Spannung erwartete alles die Geburt eines Knaben. Als darauf Prinzessin Klementine geboren wurde, war die Enttäuschung groß und der Unmut der Königin über ihr vergebliches Opfer soll so groß gewesen sein, daß sie ihre jüngste Tochter nie recht mochte. Dagegen wurde Prinzessin Klementine der Liebling des Königs, der sie auch heute ist.

In frühester Jugend sah und erlebte Prinzessin Luise manches, was dazu angetan gewesen wäre, ihre kindliche Ehrfurcht zu beeinträchtigen, doch war ihre Herzenstreue von Natur aus derart stark, daß man von ihr nie ein hartes Wort gegen ihre Eltern, die gerade ihre grausamsten und unabsichtlichsten Richter wurden, hörte.

Ueber ihren Vater, der durch alle Witzblätter geschleift wurde, dessen Lebenswandel europäisches Aergernis erregte, sprach sie auch dann nicht ohne Ehrfurcht, als gerade er sie am ungerechtesten verurteilte. Nur ein einziges Mal sah ich sie voll Unmut, es war in Cannes im Frühjahr 1896, als die Prinzessin sich bereits fest entschlossen hatte, die Scheidung von ihrem Gatten zu betreiben, und der Vater ihr folgende Weisung zukommen ließ: Seine Tochter habe einen Paravent und dieser sei ihr Gatte; was sie hinter diesem Paravent mache, „gehe die Welt nichts an“, doch wünsche der König, daß sie diesen Paravent unter jeder Bedingung beibehalte.

„Das ist schmutzig!“ sagte sie damals voller Unmut.

Hoch über diesen väterlichen Ratschlag stellte die Prinzessin die Ansicht ihrer Mutter, der Königin, über diesen Punkt, die ihrer Tochter beim allerletzten Besuche in Brüssel sagte: „Es ist das Moralischste unter allen Umständen, wenn Du Dich von Deinem Gatten scheiden läßt.“

Diesen Mann, den Prinzen Philipp von Coburg zu heiraten, war die Prinzessin gezwungen worden. Seit dem ersten Tage fühlte ich Gekel und Widerwillen gegen meinen Gatten,“ erzählte sie, „und bevor ich nach meiner Hochzeit mit dem Prinzen von Brüssel abreisen sollte, beschwor ich meine Mutter, daß ich das Beisammensein mit ihm nicht ertragen könnte. Erst nach Zureden meiner Mutter reiste ich mit dem Prinzen ab.“

Nach einer kurzen Hochzeitsreise bezog das junge Ehepaar ein neues Domizil in Ungarn im Palais Koburg zu Budapest.

„Ich war schön, das weiß ich,“ pflegte die Prinzessin zu sagen, „und es fehlte mir an Bewunderern nicht.“

So war sie bald der Mittelpunkt der ungarischen Gesellschaft, bewundert, verhätschelt, der verwöhnte Liebling des gesamten Publikums.

„Ich war lebenslustig und übermütig, machte Scherze, welche trotz der harmlosesten Natur von den bösen Zungen und Neidern, welche jeder Mensch hat, übelgenommen und zur Schlechtigkeit gestempelt wurden. Der Prinz hatte weder das Wesen noch die Art, mich zu behandeln, es war etwas Abstoßendes darin, wie er mich als sein Eigentum behandelte, wie sein Wohlgefallen äußerte, daß diese bewunderte, schöne Frau ihm allein angehöre.“

In den ersten Jahren ihrer Ehe sei es der Schwager gewesen, der jetzige Fürst Ferdinand von Bulgarien, der den schlechtesten Einfluß auf die Prinzessin auszuüben bestrebt war. Dieser entbrannte in zügelloser Leidenschaft zu seiner schönen Schwägerin — es sei die Art und Weise der Nachstellungen kaum zu erzählen.

„Der Fürst trug mir direkt Geld an als Preis, daß ich ihm zu eigen wäre; wie mich das alles abstieß, meine Seele vergiftete und empörte, wie ich da Einblick in eine mir völlig fremde Welt gewann, vor der mir ekelte, und wie ich das alles mit mir allein austragen mußte, das wissen diejenigen nicht, die sich berufen glauben, mich zu verurteilen,“ sagte die Prinzessin. —

Nun schildert der Verfasser die weitere Gestaltung dieser traurigen Ehe, die Umstände, unter denen er selbst die Prinzessin kennen und lieben lernte, endlich ihr beider Schicksal, das ihn ins Zuchthaus, die Prinzessin in die Nervenheilanstalt brachte. Das Meiste davon ist bereits bekannt, fesselt aber durch neue Einzelheiten. Den Schluß der Publikation Mattachichs bildet die von uns bereits unlängst veröffentlichte Schilderung seines Zusammentreffens mit der Prinzessin von Koburg in Lindenhof. Er erklärt, daß ihn die Eindrücke bei dieser Zusammenkunft in seiner Ueberzeugung von der geistigen Gesundheit der Prinzessin bestärkt haben. Die Prinzessin hätte ihm erzählt, man habe auf sie eingewirkt, sie möge zu ihrem Gatten zurückkehren. In diesem Falle könne sie ihre Freiheit zurückerlangen. Luise von Koburg habe es aber unter solchen Umständen vorgezogen, in der Heilanstalt Lindenhof zu verbleiben.

Unter dem Zwange, „entweder ins Palais Coburg zurück oder in die Heilanstalt,“ war die Unglückliche seinerzeit nach Döbling gebracht worden. „Jetzt werden wir die Frau Prinzessin für schwachsinzig erklären,“ war der typische Ausspruch nach der ersten gerichtlichen Vernehmung der Prinzessin gewesen. „Das allein sind Momente, geeignet, das größte Mißtrauen in diese Schwachsinzigkeit zu rechtfertigen. Und wenn die Un-

glückliche schwachsinzig wäre — ist sie gemeinegefährlich? Das allein könnte eine Internierung rechtfertigen!"

Welches Honorar die geheimrätlichen Aerzte bekommen haben, auf deren Gutachten diese edle, unglückliche, geistig und körperlich frisch-fröhliche Frau im Irrenhaus gefangen gehalten wird, das weiß niemand. Wer Macht und Geld hat, kann den Teufel und vorher die sogenannten Gelehrten tanzen lassen.

Rasse und Verbrechen.

Professor Cesare Lombroso, der berühmte italienische Seelenforscher, hat sich neuerdings mit dem Einflusse beschäftigt, den die Rasse auf die Zahl der Verbrechen ausübt. Erziehung und Unterricht, Umgebung und Glend — so schreibt der Turiner Gelehrte — also heißen die ewigen Cliches, mit welchen Vielschreiber alle Arten des Verbrechens erklären zu können glauben. Darüber hinaus sehen sie nicht. Jüngst hat einer unserer vielversprechendsten Denker, Nicoforo, bei der Untersuchung der immer mehr sich häufenden Verbrechen in Sardinien als Ursache schlechthin die Rasse bezeichnet. Wer nun ohne Voreingenommenheit die Sache studiert und sich lediglich von den Thatsachen leiten läßt, kann nicht daran zweifeln, daß die Rasse, wenn sie der gleichmachende Einfluß der Zivilisation noch nicht abgeschliffen hat wie in den großen Kulturmittelpunkten Europas, zugleich mit dem Klima und den materiellen Verhältnissen einen der mächtigsten Faktoren für das Verbrechertum darstellt. Nehmen wir zum Beispiel die Mordtaten in Nordamerika. Bosco in seinem Werke: „Die Morde in den Vereinigten Staaten“ findet folgende Ziffern: Unter gleichem Klima, gleicher Ernährungsweise usw. verüben die Neger 36 Morde auf 100 000, die Weißen nur acht auf die gleiche Zahl. Muß man denn nicht darin einen Rassen-Einfluß erkennen? Wenn man hier entgegnete, es möchten üble Behandlung und andere traurige Umstände den Unterschied bedingen, so fügen wir dem hinzu, daß in der gleichen Gegend, bei gleicher materieller Lage, bei gleichem Alter Einwanderer z. B. ganz in derselben Weise sich verhalten wie in ihrer Heimat. Auf den Italiener kommen 50 Morde auf 100 000, auf den Engländer 10, den Deutschen 9, den Schweden nur 5. So also kann man bei den Nachkommen dieselben Zahlenverhältnisse wiederfinden. Welche andere Ursache als Wirkung der Rasse ließe sich da wohl geltend machen? (Anmerkung d. Redakt.: Die Religion, die sittliche Zeugung und die gute Erziehung.) Ein Beispiel in unserem Lande haben wir zum Beispiel in Livorno. Die Stadt weist im Verhältnis zum übrigen Toskana eine unverhältnismäßig sehr hohe Verbrecherziffer auf. Erstlich wohnen dort schon die berüchtigten Seeräuber von Livornum, später wurde der Abschaum der Menschheit dorthin verbannt. Eine Stadt, die fast so bevölkert ist wie Mailand, und doch eine so unvergleichlich höhere Ziffer der Verbrechen? Dafür ist die Abkunft der Leute die einfachste Erklärung. In Frankreich ist in den Gegenden mit kimbriischer Bevölkerung z. B. in der Bretagne, die Anzahl der Mordtaten nur 5 zu 100, steigt dagegen in denen mit alter gallischer oder wie in der Gasconne, mit iberisch-baskischer Be-

völkerung auf 25 zu 100, und am häufigsten sind diese Bluttaten im ligurischen Südfrankreich und im wallonischen Belgien. Am stärksten ist die Mordziffer bei den schwarzhaarigen Kurzschädeln, am niedrigsten bei den blondköpfigen Langschädeln. Wer vermöchte übrigens einen so ausgeprägten Verbrecher-Rassentypus zu verkennen wie die Zigeuner? Diese könnten doch, bei ihrer sonst so hohen Veranlagung, Ruhm und Ehre ernten, anstatt Verachtung und Strafe, und sind doch durchweg Verbrechernaturen. Anmerk. d. Redakt.: Das Letztere ist zu viel gesagt.

Prügel für Geisteschwache!

Was soll man dazu sagen, daß es in Deutschland Pflegeanstalten für schwachsinzige Kinder giebt, die nach ihren behördlich genehmigten Prospekten Straflisten haben, nach denen die Kranken für ihre durch die Krankheit bedingten Handlungen mit Schlägen und Nahrungsentziehung bestraft werden. Eine dieser Anstalten (es ist die St. Josefs-Verorgungsanstalt zu Ursberg im bayrischen Kreise Schwaben), die laut § 2 den Zweck verfolgt, „schwachsinzigen, taubstummen, epileptischen und krüppelhaften Personen beiderlei Geschlechts Pflege, Erziehung und Unterricht angedeihen zu lassen“, enthält in einem Paragraphen folgende Strafen:

Entziehung des Zwischenbrotes;

Ausschluß von Spaziergängen, von Spielen und sonstigen Unterhaltungen;

bei Schülern, sofern hiergegen nicht ein ärztliches Bedenken besteht, körperliche Züchtigung innerhalb der für die Volksschule gezogenen Grenzen;

unter derselben Voraussetzung Verlängerung einer Freiheitsstrafe bis zu sechs Stunden;

unter der nämlichen Voraussetzung Entziehung von einer oder zwei Mahlzeiten.

Dr. Weygandt in Würzburg, der in einem von der „Psychiatrisch-Neurologischen Wochenschrift“ veröffentlichten Aufsatz „Ueber die Leitung der Idiotenanstalten“ diese Dinge bespricht, fügt hinzu, daß auch in Norddeutschland vor wenigen Jahren noch Fälle vorkamen, in denen Ohrfeigen und Stockschläge eine Rolle spielten und erst eine Anzeige an die Staatsanwaltschaft eine Abstellung solcher Mißstände bewirken konnte.

Rechtsprechung und Kindermißhandlung.

Daß die fortgesetzte Mißhandlung mehrloser Kinder zu den größten Nichtswürdigkeiten gehört, darin ist sich die öffentliche Meinung vollkommen einig. Steht vollends das gemißhandelte Kind den eigenen Eltern als Opfer gegenüber, wie es nur in zu vielen Fällen festgestellt werden mußte, so empört sich das menschliche Gefühl in einer Weise, daß nur eine schwere Bestrafung des Schuldigen als ausreichende Sühne betrachtet wird. Im Gegensatz hierzu scheint die Rechtsprechung mehr und mehr einer milderen Beurteilung der Mißhandlung von Kindern zuzuneigen. Die letzten Tage haben hierfür neue Belege erbracht. Ganz abgesehen von